universität innsbruck
Universitäts- und Landesbibliothek Tirol

Universitäts- und Landesbibliothek Tirol

Kleinere Schriften

Literarische Aufsätze

Steub, Ludwig

Stuttgart, 1873

XXIV. Das Volksleben der Neugriechen und das hellenische Alterthum. 1871

urn:nbn:at:at-ubi:2-8493

XXIV.

Das Volksleben der Neugriechen und das hellenische Alterthum.

Von Bernhard Schmidt. Erster Theil. Leipzig, Druck und Verlag von B. G. Teubner, 1871.

1871.

Die Neugriechen, weiland unsere Lieblinge und Schoßkinder — sie sind uns nachgerade ziemlich gleichgültig geworden. Der Weichselzopf von Intriguen, Verschwörungen und Revolutionen, der ihre neuere Geschichte bildet, hat unsere einst so warmen Herzen längst erkältet. Graeca sunt, non leguntur — sagt der gewöhnliche Zeitungsleser, wenn er sich bis zum Artikel „Griechenland" durchgearbeitet hat. Die absonderlichen Namen, die sich ihre Celebritäten beigelegt, wie Cumunduros, Delijannis, Hadschichristos — die kann er sich ohnedem nicht merken.

Die politischen Bestrebungen und Absichten der Neuhellenen sind allerdings unerforschlich wie der Rathschluß Gottes, oft auch ebenso unverständlich. Warum sie z. B. den braven Bayerfürsten, der fast dreißig Jahre lang ihren dornigen Thron mit Würde eingenommen und bei wenig Freuden die mancherlei Leiden die über ihn kamen, ohne

Harm und Klage ertragen hatte — warum sie diesen guten Herrn hinterrücks verriethen und aus dem Lande trieben, um dann sein Krönlein durch ganz Europa hausiren zu tragen und es dem Wenigstnehmenden zu überlassen — das hat uns nie recht deutlich werden wollen. Mitunter haben wir freilich auch die Frage gestellt: ob nicht vielleicht eine der Mächte, welche sich dem schwachen Griechenland gegenüber die wohlthätigen nennen, jene Unternehmung gewünscht, entworfen und bezahlt habe.

Wenn wir aber das politische Treiben der Neuhellenen gewissermaßen als einen ekeligen Krebsschaden mit einem dichten Schleier überdecken, so nimmt sich die sonstige Physiognomie des Volkes gar nicht so übel aus. Wir finden ein manierliches liebenswürdiges Naturell, fleißige mäßige sparsame Leute und in den Familien die strengste Zucht. In griechischen Ehen waltet viel Lieb' und Treue; die Eltern hängen an den Kindern, die Kinder an den Eltern mit inniger Zärtlichkeit. Der Fremde, welcher ein griechisches Haus betritt, wird herzlich aufgenommen und uneigennützig bewirthet; es ist überall noch die alte Homerische Gastfreundschaft. Dabei ertönt eine feine wohllautende Sprache, in welcher viele Volkslieder gesungen werden, minder witzig als unsere Schnaderhüpfel, aber reicher und mannichfaltiger an Inhalt. Jeden, auch den Niedersten, beseelt ein lebhaftes Gefühl der Würde seines Stammes, und wenn im neuen Athen etwa König Kodrus oder Perikles, Sokrates oder Plato als Erzbilder aufgestellt würden, so wären sie sicher vor jenen Schändlichkeiten, denen Humboldt, Schiller und andere Unsterbliche in der Metropole unserer Intelligenz begegnen. Was die reichen

Handelsleute der griechischen Nation für hohe und niedere Schulen, für Bibliotheken, Museen und andere Bildungsmittel dem armen Vaterland gespendet, das hat im Verhältniß kein anderes Volk der Erde gethan. Sie gingen dabei immer von dem Gedanken aus: nicht unwissende Popen zu mästen, sondern ihre Landsleute zu erziehen und zu bilden — zum wesentlichen Unterschied von den reichen Leuten anderer christlicher Länder, die jährlich so viele Tausende für Messen, Rosenkränze, Litaneien u. s. w. vermachen und nur hin und wieder ein paar Gulden für die geistige Hebung des niedern Volkes, welches deren doch so bedürftig wäre.

Auch besteht in dortigen Landen nicht etwa eine türkische Partei, wie bei uns eine wälsche, welche den Fremden zulieb den innern Frieden stört, mit allen feindseligen Nachbarn in Verbindung steht und sie gegen das Vaterland zu hetzen sucht. Mit der Gemeinheit und Rohheit, mit der sich unser gebildeter Klerus verkuppelt, würde sich in Griechenland nicht der ungebildetste Dorfpope einlassen. Auch würde man dort in den tiefsten Schichten nicht so traurige Bilder nationaler Verkommenheit finden, wie in den erhabenen Sphären unserer Oberhirten.

Aus solchen Gründen denkt noch so mancher ehemalige Griechenfahrer, dem des Lebens kurzer Mai vielleicht längst im k. bayerischen Actenstaub untergegangen, mit Wehmuth zurück an die schönen Tage im „Lande der Götter und der Helden.“

Aber euere Gräculi sind ja eigentlich Slaven, sagt der Fragmentist. Ja, es ist allerdings wahr, daß Krakowa und Warsowa, Kamenitzi und Weligosti im sonnigen

Griechenland von demselben Volk angelegt sein müssen, welches Krakau und Warschau, Kamenz und Wolgast im nebeligen Norden gründete. Es ist unbestreitbar, daß im frühen Mittelalter beträchtliche Slavenhorden in die hellenische Halbinsel hinunterzogen, nach Theben, Athen und Sparta, wo die alten Helden wie die alten Weisen ausgestorben waren. Ebensowenig läßt sich läugnen, daß diese Slaven Jahrhunderte hindurch dort verblieben sind und als Hirten und Ackerbauer sich weit verbreitet haben, denn sonst wäre nicht zu erklären, woher jene Ortsnamen kämen. Aber die „Ausmordung der Hellenen," die der Fragmentist zu seiner wissenschaftlichen Devise erhoben und die daran gehängte Behauptung, daß in Griechenland Jahrhunderte lang kein griechisches Wort mehr gehört worden, und daß die alte etwas umgewandelte Sprache der Hellenen erst durch byzantinische Kriegsvölker wieder in die Landschaften diesseits und jenseits des Isthmus getragen worden sei — diese Thesen können jetzt nicht mehr für haltbar gelten.

Nicht zu ihrer Widerlegung geschrieben, aber doch diesem Zwecke dienend ist auch das Buch des Herrn Bernhard Schmidt, der drei Jahre in Griechenland zugebracht und dort, mit aller nothwendigen Gelehrsamkeit ausgerüstet, sehr eindringliche Studien über das Volksleben der Neugriechen und seinen Zusammenhang mit dem Alterthum angestellt hat.

Der Verfasser geht zuerst an die Slaven-Thesis, um sie neuerdings gründlich zu besprechen. Wäre der Slavismus in jenen Ländern weiland so mächtig und so durchdringend gewesen, so müßte wohl auch die Sprache, welche dort

gesprochen wird, mehr mit slavischen Stoffen durchsetzt sein; allein Franz Miklosich, unter den heutigen Slavisten leicht der erste, hat weder in der Wortbildung noch in der Syntax eine slavische Einsickerung gefunden, wohl aber ein Verzeichniß von 129 Wörtern aufgestellt, welche die Griechen jener slavischen Einlagerung zu verdanken haben. Dieses Verzeichniß hat nun Herr Bernhard Schmidt neuerdings an Ort und Stelle durchgeprüft und dabei gefunden, daß eigentlich doch nur sieben Nummern darin sind, welche allgemein gebräuchlich, darunter auch das Wort Brukolakas, mit dem die Neugriechen das schreckliche Gespenst des Vampyrs bezeichnen. Ferner gehört Zupanos dazu, der Hirt (oder auch der Ortsvorstand), was an die Suppane, einst angesehene Herren im ehemals slavischen Pusterthal, erinnert.

Ein anderer Beweis liegt in einer andern Eigenthümlichkeit der neugriechischen Sprache. Diese enthält nämlich allenthalben noch unscheinbare aber werthvolle Reste aus den Dialekten, die an den treffenden Orten zur alten Zeit gesprochen wurden. (Die Zakonen, in den lakonischen Gebirgen wohnhaft, bedienen sich sogar einer Mundart, welche den übrigen Griechen kaum verständlich ist und noch unverwischte Spuren der Sprache an sich trägt, in welcher einst Leonidas seine Spartaner commandirte.) Jene seltsamen Findlinge können aber unmöglich bei der Wiedereroberung des angeblich slavisirten Griechenlands von den byzantinischen Kriegsvölkern mitgebracht worden, sie müssen Ueberbleibsel der alten Ortssprache sein.

Endlich und am schlagendsten wird der ununterbrochene Zusammenhang der heutigen Griechen mit den Homerischen

durch ihren Aberglauben bewiesen. Dieser ist aber so stammverwandt mit dem germanischen, daß der Verfasser fast jeden Zug, den er oben im Text aus Griechenland beibringt, unten in der Note durch ein Seitenstück aus J. Grimms Deutscher Mythologie belegen kann. Die Märchen von den schönen Nereiden, die mit jungen Männern ehelich leben, gleichen geradezu jenen, welche Schönwerth aus der obern Pfalz von den Wasserfräulein mittheilt.[1] Diese Geschichten sind aber weder durch byzantinische Kriegsvölker in die Oberpfalz, noch durch die bayerischen Heerschaaren im Jahr 1833 nach Griechenland verpflanzt worden. Sie sind ein uraltes Erbgut der beiden Völker. Sie gehen zurück in Darwin'sche Jahrtausende, wo die Germanen und die Hellenen noch im fernen Morgenland als eine Gemeinde unter denselben Zelten wohnten, dieselbe Sprache sprachen und dieselben Märlein ersannen. Herr Bernhard Schmidt ist übrigens eben daran, auch eine Sammlung griechischer Märchen, Sagen und Volkslieder dem Drucke zu übergeben und man darf wohl erwarten, daß diese sehr viel Ueberraschendes bieten wird.

Der Verfasser theilt nun die Mythologie der Neugriechen in ihre Fächer ein und spricht zuerst von Gott, vielmehr von der Art und Weise, wie das höchste Wesen sich in den neugriechischen Anschauungen wiederspiegelt. Dieses Capitel gibt deutlich zu verstehen, daß der Neugrieche — natürlich nur der Analphabete, der Hirt, der Bauer, der Schiffer, etwa auch der Handwerker in den

[1] Aus der Oberpfalz. Sitten und Sagen von Franz Schönwerth. Augsburg 1858.

Städten — über den lieben Christengott noch immer den alten Zeus herüberschauen sieht.

Ueber die Stellung des Volkes zu den Heiligen bemerkt das Büchlein: „Das kirchliche Dogma faßt die Heiligen als bloße Fürbitter bei Gott auf und unterscheidet zwischen Anbetung des letzteren und Verehrung der ersteren. Allein das einfache Volk ist sich dieses Unterschiedes keineswegs deutlich bewußt und es betet zu den Heiligen wie zu wirklichen Göttern. Ja, es hat dieselben sogar in den Vordergrund seines Glaubens gerückt, weil sie etwas vertraulicheres haben als die höhere Gottheit und der an sie sich anknüpfende Bilderdienst eine sinnlichere, das Herz mehr befriedigende Verehrung zuläßt."

Dieß ist bei uns ungefähr ebenso. Die beiden alten Kirchen, die orientalische und die occidentalische, könnten wirklich das höchste Wesen ganz entbehren. Es ist kein Geheimniß mehr, daß der freundliche alte Herr mit dem langen weißen Barte, mit den Strahlen um das Haupt und den segnenden Händen eigentlich doch nur „im Austrag" lebt und sich nicht mehr um Regierungsgeschäfte kümmert, diese vielmehr lieber der Mutter seines Sohnes und dem zahlreichen Hofstaate der Heiligen überläßt. Im ganzen neigt auch der griechische Himmel zur Gynäkokratie, zur Frauenherrschaft, denn die Panagia, die Mutter Gottes, ist die erste und mächtigste unter allen Heiligen. Von diesen haben dann manche, wie bei uns, ihre zugewiesenen Fächer, ihre Specialität. St. Nikolaus ist der Patron der Schiffer, St. Georg steht den Kriegern vor. In das Amt der Heilgötter sind St. Kosmas und St. Damianos eingetreten, welche, weil sie ihre Hülfe unent-

geltlich leisteten, *οἱ ἅγιοι ἀνάργυροι*, die geldlosen Heiligen, genannt werden. Auch heilige Leiber stehen in hoher Verehrung, sind aber viel seltener als im Abendlande, da in der griechischen Kirche kein Reliquienhandel betrieben wird und so unerschöpfliche Fundgruben heiliger, wenn auch falscher Gebeine, wie die römischen Katakomben, nicht vorhanden sind.

Damit sich nicht etwa der alte Götzendienst wieder einstelle, haben die Griechen schon vor langer Zeit vorsichtig verabredet nur gemalte Bilder zu verehren. Das berühmteste darunter ist das Marienbild im Kloster Megaspiläon, welches der h. Lukas gemalt haben soll. Die Andächtigen wallfahrten dahin aus allen Gegenden des Morgenlandes — Megaspiläon ist das orientalische Einsiedeln.

Auch Weihgeschenke werden den Heiligen noch dargebracht, wie in der classischen Zeit den Göttern. Sprach ja schon das Alterthum: *Δῶρα θεοὺς πείθει*, was etwa übersetzt werden mag: „Auch die Heiligen nehmen gern Präsente.“ Selbst die griechischen Räuber, wenn sie größere Thaten im Schilde führen, geloben dem Kirchenpatron ein Weihgeschenk aus der gehofften Beute, was an jenen Fall in Niederbayern erinnert, wo die Weiber wallfahrten gingen, während ihre Männer auf Raubmord aus waren. Die Geschenke sind hauptsächlich Weihrauch, Wachskerzen und Oel für die heiligen Lampen. Auch allerlei Kirchenschmuck und künstliche Kränze werden dargebracht. Und wie im Alterthum die Genesenen das Glied, an welchem sie gelitten, dem heilenden Gott als Erzbild verehrten, so verehren die heutigen Griechen, ganz wie wir, dem himmlischen Wohlthäter Hände, Füße und Augen von rothem Wachs.

Als Heilmittel gilt auch, wie vor uralten Zeiten, der Tempelschlaf. Der Leidende, der diese Curart anwenden will, begibt sich Abends in die Kirche des Heiligen, auf welchen er sein Vertrauen setzt, verrichtet sein Gebet zu ihm und legt sich unter seinem Bilde nieder. Der Heilige steigt dann des Nachts vom Himmel herunter und gewährt dem Schlafenden die erbetene Genesung. Auch heilige Quellen — vergleiche das heilige Wasser bei Innsbruck — sind nicht selten.

Die Griechen haben ferner ihre religiösen Volksfeste, ihre Kirchweihtage und sie heißen noch immer Panegyris, wie zu Solons Zeiten. Die beliebtesten sind jene, welche, etwas entfernt von dem Lärm der Städte, bei einem einsamen Klösterlein, im schattigen Wald oder auf weithin schauenden Berggipfeln gefeiert werden. Oft wird auch ein heiterer Jahrmarkt mit der kirchlichen Feier verbunden, wie in Deggendorf mit der „Gnadenzeit.“ Nach dem Gottesdienste beginnen die Freuden der Geselligkeit. „Vor allem wird das festliche Mahl bereitet. Wenn man die Massen des Volkes in malerischen Gruppen um das Heiligthum gelagert und den Dampf der am Spieße gebratenen Lämmer, Ziegen und Ferkel zum Himmel emporsteigen sieht, glaubt man sich in die alten Zeiten zurückversetzt.“ Man wird zunächst an das Homerische „Schmausend den ganzen Tag bis zur untergehenden Sonne“ erinnert. Dabei finden sich blinde Bettler ein, welche zum Klang einer Leier ihre Tragudia vortragen — meist ernste melancholische Lieder. Selbst die Tänze sind ernst und feierlich. Sie werden mit einer gewissen Andacht ausgeführt, als gehörten auch sie zum Gottesdienst. Diese Kirchentage verlaufen sehr harm-

los. Trunkenheit ist äußerst selten, ein Verstoß gegen Zucht und Schicklichkeit ist unerhört. Die blutigen Schlachtberichte, wie sie von den altbayerischen Kirchweihtagen ausgehen, kommen in Griechenland nicht vor.

Aus dem Bisherigen ist zu entnehmen, daß die Eindrücke einer vieltausendjährigen Heidenzeit durch das kurz erst dauernde Christenthum nicht verwischt, sondern nur erst sehr durchsichtig übertüncht wurden — man kann aus dem lieben Gott und seinen Heiligen jetzt noch den ganzen Olymp herausschlagen. Vollkommen antik aber, gar nicht übertüncht, sondern nur etwas verwittert, ist das ganze Capitel des Dämonen-Glaubens. Wir wollen aus dem Chorus der unchristlichen Geister zunächst die Nereiden herausnehmen, die noch ihren alten Namen führen und mit unsern Elfen, Schwanjungfrauen und Seefräulein zwar innigst verwandt sind, aber doch auch den Berufskreis der Dryaden und Oreaden mit dem ihrigen vereinigt haben. Sie gelten als Frauen von schlankem Wuchs und strahlender Schönheit. „Sie ist schön wie eine Nereide," sagt man sprichwörtlich von einer edelgeformten Jungfrau. Sie tragen weiße Gewänder und schmücken sich mit Rosen und andern Blumen. Aber über ihre Füße gehen bedenkliche Sagen. Wie man unserer Königin Bertha, die ja eigentlich auch eine Schwanjungfrau ist, einen Gänsefuß zuschreibt, so wollen einige ungalante Hirten Griechenlands an den Nereiden Geißfüße beobachtet haben. Sonst sind sie leicht und behend, können sich unsichtbar machen, verstehen alle weibliche Arbeit, namentlich Spinnen und Weben, und sind dem Menschen wohl geneigt. Ferner rühmt das Volk ihren bezaubernd schönen Gesang;

es weiß, daß sie Musik und Tanz ganz leidenschaftlich lieben und mißt ihnen eine lange Jugend von anderthalbtausend Jahren bei. Sie werden jetzt noch häufig gesehen.

Zuweilen kommt es auch vor, daß sie, wie die Nymphen des Alterthums, mit sterblichen Jünglingen ehelichen Bund eingehen. Sie ergeben sich aber, wie unsere Schwanjungfrauen, nur dem, der ihnen vorher die Kleider geraubt. Sie erfreuen ihren Gatten zwar mit lieblichen Kindern, bleiben aber doch immer etwas schwermüthig, weil sie sich nach der Freiheit in See und Wald zurücksehnen. Gelingt es ihnen das geraubte Gewand wieder zu erhaschen, so verschwinden sie und verlassen Mann und Kind. Es finden sich hie und da Familien im heutigen Griechenland, die von solchen Nereiden abzustammen glauben, wie das auch im Alterthum der Fall war.

Was der Verfasser von Lamien, Striglen, Meerdämonen, Luftgeistern, Vampyren und anderen menschenfeindlichen Wesen erzählt, wollen wir hier der Kürze halber übergehen und nur noch einiges von den guten Genien und dem Charos mittheilen.

Nach griechischem Glauben hat jeder Mensch — wie bei uns — einen Schutzengel, der ihn durchs Leben begleitet, den Abgeschiedenen vor den Richterstuhl Gottes bringt und dann seine Seele nach Gestalt des Urtheils dem Paradies oder der Hölle zuführt. Ebenso hat jeder Ort und jedes Haus seinen Schutzgeist, der zuweilen als Schlange erscheint und mit größter Achtung behandelt wird. Als Ortsgeister der Höhlen, Schluchten und Sümpfe gelten die Drachen, welche gewöhnlich mit Drachinnen zusammenleben. Auch von Riesen wird viel erzählt. Das

gemeine Volk hat den Namen seiner Vorfahren, der Hellenen, zwar nicht vergessen, aber es sieht in ihnen nur ein ausgestorbenes Hünengeschlecht der Vorzeit. Die ragenden Tempel aus den alten Tagen, deren Ruinen noch da und dort auf den Felsenhöhen prangen, brachten es auf den Glauben, daß sie nur von übermenschlichen Riesen erbaut sein können und diese Riesen werden nunmehr Hellenen genannt. Ihre Gräber zeigt man noch an verschiedenen Orten.

Lebhaft ist noch allenthalben der Glauben an die Mören (*Μοῖραι*), die Schicksalsgöttinnen. Im scandinavischen Norden verwalteten ihr Amt die Nornen, bei den Romanen führen es die Feen — in Deutschland geht noch manche alte, nicht mehr verstandene Sage von den drei Fräulein, die in Bayern die Stifterinnen, die Heilräthinnen heißen und hie und da als heilige Jungfrauen auf den Altären verehrt werden.

Die Mören erscheinen in der dritten Nacht nach der Geburt des Menschen und bestimmen das Lebensschicksal des Neugebornen, wie es scheint so unabänderlich, daß selbst der liebe Gott, wenn er auch wollte, kein Wort mehr darein zu reden hätte. Sie gelten für reizbare Wesen und man hütet sich sie zu beleidigen; lieber bringt man ihnen Opfer von Honig und Kuchen dar.

Eine fremdartige, von dem Glauben unseres deutschen Volkes weit abliegende Erscheinung ist der Charos, der altgriechische Charon. „Beim Charos" heißt soviel als in der Unterwelt; doch führt diese nebenbei auch noch den alten Namen Hades fort. In unserer Unterwelt, in der Hölle, brennt's bekanntlich, die Griechen aber stellen sich die ihrige

ganz anders und zwar gerade noch so vor wie sie Homer sich dachte. Oft citirt ist das Wort, das der alte Sänger dem Schatten Achills in den Mund legt: lieber wäre ihm bei einem schlechten Bauern oben als Taglöhner zu dienen, als unten der König aller Todten zu sein. So gilt der Hades, mit dem sich die griechischen Volkslieder vielfach beschäftigen, auch jetzt noch als ein öder, finsterer, kalter Ort, wo kein Tag anbricht, kein Hahn kräht, keine Nachtigall singt, wo kein Wasser fließt und kein Gras sprießt. Unter den Seelen, die da hausen, herrscht Hunger, Durst und Langeweile. Wie aber in allen Mythologien entgegengesetzte Vorstellungen neben einander herlaufen und sich friedlich vertragen, so singen andere Volkslieder, doch nur selten, auch von Hochzeiten, die im Hades mit Musik gefeiert werden, vom Garten des Charos, in dem die Mädchen tanzen und die Jünglinge sich durch Gesang und Spiel ergötzen — lauter Bilder, die wohl vom alten Elysium ausgehen.

Der Hades wird noch immer nach homerischer Ansicht als der gemeinschaftliche Aufenthaltsort aller Abgeschiedenen betrachtet. Die besten Menschen wie die schlimmsten, sie bringen dort in gleicher Trübsal die Ewigkeit zu. Nach diesem Volksglauben gibt es nur eine allen gleiche Verdammniß, keinen Lohn der Tugend.

Aber neben diese düstere Vorstellung hat sich auch wieder die heitere des Christenthums gesetzt. Das Volk hat auch vom Paradies gehört; doch ist diese Idee nicht sehr tief eingedrungen und in den Volksliedern, in denen der Charos, wie gesagt, eine stehende Figur, ist nur selten von jenem die Rede. Dabei tritt sogar das sonderbare Mißverständniß

ein, daß mitunter das Paradies als die Wohnung des Charos, dieser als der Beherrscher des Paradieses gedacht wird.

In diesem Stücke läßt sich die Phantasie der abendländischen Völker denn doch auf lieblicheren Pfaden betreten. Unser Volk z. B. ist der Meinung, daß es kein entsprechender Lohn für ein tugendhaftes Leben sei, „mit nackten Beinen ewig auf den nassen Wolken zu sitzen und immer nur Halleluja zu schreien," daß vielmehr der brave Mann, der sich hienieden abgemüht und geplagt, jenseits alle erlaubten Wünsche befriedigt und somit der Bauer schöne Felder finden werde, die von selber Weizen tragen, der Jäger einen Wald voll Wild, der Fischer die Bäche voll Forellen, und alle zusammen einen guten Tisch mit feinem Bier vom Hofbräuhaus und freundlichster Bedienung. Es liegt vielleicht ein gesunder Sinn darin, jene Dinge von denen man nichts sicheres weiß, sich so behaglich als möglich zu construiren. Unsere heiligen Bücher, die über jene wichtigen Fragen so zugeknöpft sind, scheinen solchen Anschauungen wenigstens nicht zu widersprechen.

Der Charos ist aber nicht allein die Unterwelt als Ort, sondern überdieß eine Person, die freilich auch wieder als ihr eigener Doppelgänger erscheint. Da und dort ist er nämlich noch als der alte Fährmann bekannt, der die Seelen der Abgeschiedenen in seinem Kahn über die Lethe führt, und als sein Fahrgeld wird daher jetzt noch den Leichen der alte Obelos unter die Zunge gelegt. Neben dieser zerstreut vorkommenden Anschauung gilt er aber überall als ein gespenstischer übernatürlicher Reitersmann, der auf einem schwarzen Roß über den Erdkreis trabt

und die Menschen, die es trifft, wie im Wirbelwind mit sich reißt.

Ein Volkslied, das darüber umgeht, hat bekanntlich den alten Goethe in Weimar begeistert und Ludwig Thiersch in München hat den reitenden Charos in einem schönen Bilde dargestellt.

Andere Volkslieder gehen freilich wieder von der Anschauung aus, daß die Abgeschiedenen in den Gräbern fortleben. Werden zwei Liebende neben einander bestattet, so wachsen aus den Grabhügeln Blumen, die im Wehen des Windes sich lieblich gegen einander neigen und sich küssen.

Mit diesem schönen Bilde schließt das schöne Buch.

Edle, unschätzbare Trümmer hellenischer Götterwelt! sagt wohl der eine Theil der Leser — gemeiner abergläubischer Trödel! rufen andere, die sich etwas weiser dünken. Einer der Bauern von Arachova am Parnaß, oder noch besser ein Kleingütler von Tuntenhausen bei Aibling könnte aber leicht dagegen sagen: „Nur leise, liebe Herren, denn das ist der Glaube, den wir seit vielen Jahrtausenden hegen. Wir haben ihn vor unfürdenklichen Zeiten vom Himalaya gebracht und befinden uns noch immer recht wohl dabei! Wir Altgläubigen schätzen uns über zweihundert Millionen nur in diesem Welttheile, sind aber tolerant und schließen uns nicht ab. Je mehr Götter und Heilige, desto größer die Auswahl! Wir haben ja auch den Christenglauben, den hoffnungsvollen Parvenü, ganz freundlich aufgenommen. Wird denn nicht des Erlösers Bild in allen Kirchen, Wirthshäusern und Feldkreuzen verehrt? (zumal wenn es mitunter Blut schwitzt oder den

Bart wachsen läßt.) Zu Gunsten seiner jungen schönen Mutter haben wir eine Anzahl alter Göttinnen eingezogen und ihr deren Würden beigelegt. Auch sonst haben wir nachgiebig manche Rollen neu besetzt, so statt des alten Poseidon den heiligen Nikolaus, statt des alten Perseus den heiligen Georgius angestellt. Unsern würdigen Priestern können wir's nur danken, daß sie unsere alten Heiligthümer nie beeinträchtigen. Und wie viel haben erst die biedern Jesuiten für uns gethan! Sie haben unsern Olymp mit neuen Halbgöttern bevölkert, unsere Feste, Kirchtage und Wallfahrten vermehrt, Zeichen und Wunder besorgt und für unsere Spinnstuben die schönsten Legenden ersonnen. Wie schön steht dem Bayerlande das Mysterium zu Deggendorf, das wieder neu und frisch erblüht, denn unsere Verehrung wird um so inniger, je mehr die Freigeister das Heiligthum begeifern. Diese Achtung des weisen Klerus für die Religion unserer Urväter, die in Asien ruhen, ist ein Kitt, der nie zerreißt. Der bekannte Pfarrer X. führt uns an diesem Gängelbande ganz Niederbayern auf und ab und läßt uns stimmen, schreien, zahlen, wie er will, während die HH. Völk und Fischer und Stauffenberg uns ungenießbar bleiben, solange sie nicht Reliquiensäckchen anhängen, mit uns Rosenkranz beten und mit uns wallfahrten gehen."

„Am liebsten möchten wir freilich von beiden Seiten unbehelligt bleiben. Uns haben alle Theologaster von Origenes bis auf den Freiherrn v. Ketteler um keinen neuen Gedanken reicher, alle Skeptiker um keinen alten Wahn ärmer gemacht. Hat nicht erst vor kurzem der Cooperator von ** die Hexe aus einer Kuh hinausgesegnet

und damit rühmlichst bewiesen, daß das sacrifizio dell' intelletto nirgends so streng durchgeführt ist wie bei uns? Wir brauchen auch keine Concilien, keine Dogmen und namentlich keinen Streit darüber, denn wir hassen eigentlich alle Hetzerei in Staat und Kirche. Wir sind innerlich auch keine Fanatiker für den Peterspfennig und laufen zu den Bauernversammlungen weniger wegen der neumodischen Glaubensartikel, die uns die langweiligen Quacksalber auskramen, als wegen des guten Trunks und der rauschenden Unterhaltung. Eine tüchtige Rauferei am Sonntag hat für uns mehr innern Gehalt als die ungesalzenen Sprüche der Theosophen des Unterlands. Wie verführerisch wissen aber nicht unsere Priesterjournale jene katholischen Volksbelustigungen, jene blutigen Leistungen zu schildern! Glücklich, daß wir daneben doch die Bußpredigten der Jesuiten haben! Oder wie könnten wir sonst jene moralischen Fortschritte bethätigen, die in unserer Criminalstatistik so sichtbar sind?"